

Die Kinder machen in diesen Gruppen die Erfahrung von Kirche. Je länger, desto mehr bin ich der Überzeugung, daß auch in diesen kleinen Gruppen Eucharistiefiern vorbereitet und durchgeführt werden sollten. Gerade hier könnten die Kinder und auch Jugendliche und Erwachsene erfahren, daß die Botschaft Jesu Antwort auf ihre Fragen an das Leben sein kann. Gerade hier würde sich die Feier der Eucharistie als gemeindebildende Kraft erweisen, wie die tausendjährige Tradition der Kirche es bezeugt. (Hier sei daran erinnert, daß es jahrhundertlang sogenannte Meßprieester gab, die keinerlei theologische Qualifikationen besaßen, sondern nur für die Feier der Messe angeleitet waren, damit diese Gruppen, meistens handelte es sich um Fürstenfamilien oder Klostersgemeinschaften, nicht auf die tägliche Meßfeier verzichten mußten. Ein anderer Grund war die von den Pfründen auferlegte Persolvierungspflicht)\*. – Wenn schon aus solch fragwürdigen Gründen Menschen zur Eucharistiefier bevollmächtigt wurden, stellt sich die Frage, ob die Kirche heute noch länger dem Drängen nach der Bevollmächtigung von menschlich und theologisch qualifizierten Laien widersprechen darf.

Mehr Priester für die Gruppen!

In unserer Gemeinde sind jetzt schon sechs Frauen und Männer, die alle menschlichen und theologischen Qualifikationen besitzen, um mit solchen Gruppen Eucharistie zu feiern, auch mit Gruppen von Erwachsenen und Kranken. Diese Gruppen und die verantwortlichen Gremien der Gemeinde (Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand) würden akzeptieren, ja begrüßen, wenn diese Frauen und Männer Vollmacht erhielten, mit ihnen Eucharistie zu feiern. Zielbild: Eine große offene Gemeinde, in der viele überschaubare, sehr unterschiedliche Gruppen für sich und miteinander arbeiten. Diese Gruppen würden sich dann als Kirche im vollen Sinne erfahren können. In dieser Gemeinde wäre Raum für Engagierte und Distanzierte jeglichen Grades. – Aus den oben erwähnten Frauen und Männern könnte die Gemeinde in absehbarer Zeit einige auswählen, die auch

\* Zur Darstellung und Bewahrung dieses Phänomens vgl. Ökumenische Kirchengeschichte II [Mittelalter u. Reformation], hg. v. R. Kotje und B. Moeller, München – Mainz 1973, Seite 278 f und Seite 422 f.

am Sonntag der Eucharistiefier mit vorstehen.

Wenn dieses Prinzip der ständigen Rückkopplung und der vollen Mitentscheidung und Mitverantwortung der entscheidenden Gremien auf Bistums- und Weltebene angewandt würde, wenn Bischöfe und Papst ihr Amt in dieser Weise ausüben würden, könnte deutlich sichtbar werden, daß das Amt Dienst und nicht Herrschaft ist.

Wenn die Gemeinde in ständigem Dialog mit dem Amt und der Theologie – dazu gehört auch der Erfahrungsaustausch der Basis untereinander – so ihren Weg sucht, darf sie hoffen, daß sie der Sache Jesu nicht untreu wird, sondern, daß Gottes Geist sie in eine Zukunft führt, die neue, nicht vorausehbare Möglichkeiten öffnet.

## Maria Kassel

### Kommunikation in neuer Symbolsprache

Die Option für bestimmte Formen von Kirche muß von der tatsächlichen religiösen Situation ausgehen, d. h. von den *Erwartungen der Menschen in der säkularisierten Industriegesellschaft* an Kirche bzw. Religion. Darauf bezogen sind gegenwärtig sowohl im Modell der Gemeindekirche als auch in dem der Großkirche notwendige Elemente des Dienstes der Kirche angelegt. In der *einen* Kirche müßte beides realisierbar sein: starkes Engagement nicht nur von einzelnen, sondern auch von Gruppen, die sich als Form von Gemeinde verstehen, und eine lose Bindung von Menschen, die nach religiöser Transzendierung ihrer vordergründig greifbaren Lebensrealität verlangen. Ich möchte nur von der Funktion der Kirche für die letztere Gruppe von Menschen sprechen. Für sie hat die Großkirche eine unersetzbare Bedeutung, da engagierte Kleingruppen nur einen beschränkten Aktionsradius haben können.

Die hier angezielte Gruppe von Menschen, die teils mehr am Rande, teils außerhalb der Kirche angesiedelt zu denken ist, läßt sich, trotz größter Differenzierungen, dadurch

charakterisieren, daß sie *religiöse Bedürfnisse* hat. Darunter verstehe ich ein, wenn auch oft *unbewußtes Verlangen nach Transzendenz*, die Suche nach einem Sinnentwurf, die Frage nach dem Unverfügbaren des Menschen über seinen Leistungswert hinaus, den Versuch, aus den Erfahrungen überzeugende ethische Werte zu gewinnen und zu leben. Typische kirchliche Äußerungen solch religiöser Bedürfnisse sind *das Taufscheinchristentum* und die *passive Konsumentenhaltung* eines regelmäßigen Gottesdienstbesuches ohne weiteres Engagement. Die Kirche hat für diese große Zahl von Menschen eine Aufgabe wahrzunehmen, bei der sie zugleich in unserer Gesellschaft sich anzeigende Gefahren religiöser Pervertierung abzuwenden vermag.

1. Das Phänomen der sogenannten *Randchristen* läßt sich wohl nicht einfach mit dem Schwund religiöser Substanz erklären. Der Grund dafür dürfte eher sein, daß diese Menschen in der ihnen geschichtlich begegnenden Kirche die gesuchte religiöse Sinngebung nur noch rudimentär oder gar nicht mehr finden. Offenbar vermögen die der Kirche zur Verfügung stehenden traditionellen religiösen Symbole – vor allem ihres (auch reformierten) Gottesdienstes und ihrer Lehre – weithin das Evangelium nicht mehr als Antwort auf das Transzendenz-Verlangen vieler Menschen überzeugend zu vermitteln. Abschreiben kann die Kirche diese Menschen aber nicht wegen ihres biblisch begründeten Weltauftrages, den sie nicht nach Belieben aussetzen kann. Ihrem Auftrag an dieser Zielgruppe kann die Kirche nur gerecht werden, indem sie ihre eigene „unzeitgemäße Mentalität“ (K. Rahner) wandelt und den Menschen mit ungeklärten religiösen Bedürfnissen zu einer ebensolchen Wandlung hilft. Dazu aber wird die Kirche eine *neue Symbolsprache* entwickeln müssen, die unmittelbarer an die Lebenssituation und tägliche Erfahrung der Menschen in der säkularisierten Welt anknüpft als z. B. der heutige durchschnittliche Sonntagsgottesdienst. In den Symbolen müßten Ausdrucksformen der kirchlichen Tradition, vor allem der biblischen, mit solchen gegenwärtigen Lebenskonvergieren, damit sich in ihnen religiöse Sinnereferenzen manifestieren können. Bei der Kälte der sozialen Bezugsräume in der Lei-

stungsgesellschaft werden sie sich weniger auf ein direktes Gottesverhältnis als vielmehr auf den interpersonalen Bereich beziehen müssen. Eine solche Entwicklung würde die Großkirche in ihrer jetzigen Form, auch strukturell, erheblich verändern; denn die hierarchische Symbolik kann der in der Industrielwelt lebende Mensch wohl nur als Verhaftetwerden in der Abhängigkeit erleben, nicht als zeichenhaften Anbruch der Befreiung zu einer sinnvollen Existenz.

2. Die gegenwärtige Situation unserer Gesellschaft bedarf zur Erfüllung von religiösen Bedürfnissen der Menschen auch einer *Instanz ohne wirkliche politische Macht*, wie die Kirche sie ist – und idealtypisch wünschenswert noch weit mehr werden müßte durch *Aufgeben traditioneller Privilegien* im politischen Raum. Verzichtet die Kirche als Institution auf ihr Angebot an religiöser Sinndeutung für *die* Menschen, die sich nicht in ihr engagieren, so wird wahrscheinlich ein Vakuum entstehen, in das leicht Ideologien einströmen, die von Gruppen mit Hilfe politischer Macht oder gar Gewalt durchzusetzen versucht werden. Ein exemplarischer Sektor für die notwendig bleibende Funktion der Großkirche an ihren nicht engagierten Mitgliedern wie an Nicht-Mitgliedern stellt in der BRD der *Religionsunterricht* in der öffentlichen Schule dar. Auch zu einem nicht als Glaubensverkündigung aufgefaßten Religionsunterricht muß die Kirche ihren Beitrag leisten, weil sonst staatliche Instanzen weltanschauliche Kompetenz für dieses oder ein ähnliches Schulfach usurpieren und durch politischen Machteinsatz, sei er auch demokratischer Art, bestimmte Weltanschauungen als Antwort auf die Sinnfrage des Menschen verordnen können.

3. Eine Reduzierung der Kirche auf die gemeindegkirchliche Gestalt könnte weiter dazu führen, daß große Bevölkerungsgruppen in *religiöse Irrationalität* abgleiten, da hierzu offensichtlich eine Bereitschaft vorhanden ist (vgl. das Interesse für parapsychologische Phänomene u. ä.). Als Anzeichen solcher Irrationalität dürften manche sich auf Jesus berufenden subkulturellen Bewegungen zu werten sein, die nicht danach fragen, ob es den von ihnen gewählten Jesus überhaupt gegeben hat bzw. gibt. Hier ist Jesus ein aus der christlich-kirchlichen Tradition gewis-

sermaßen herausgeschnittenes (= häretisches) Symbol und dient als Chiffre für die irrational verschwommene Sehnsucht ins Transzendente. Offenbar vermag es die Kirche bei diesen Menschengruppen nicht mehr, den wirklichen Jesus als das wahre Symbol der Sinnsuche und Sinngebung zu vermitteln. Genau das aber wäre die Aufgabe der Kirche in ihrer Großform.

Chancen hat die Kirche, die sowohl ein gestuftes Engagement für ihre Mitglieder als auch ein gestuftes Angebot für Mitglieder und Nicht-Mitglieder kennt und ermöglicht; die gerade als Großkirche ihre Grenzen offenhält zu den Menschen außerhalb von ihr und zur ganzen Gesellschaft. Abgrenzung dürfte in Zukunft weder für stark engagierte Gemeindegruppen noch für die Großkirche mehr ein Kennzeichen sein.

## Heinz Schuster Emotionen statt Argumente

Die Anregungen, die K. Rahner der praktischen Theologie im Hinblick auf das Problemfeld „Kirche – Volkskirche – Gemeindekirche“ gegeben hat, sind pastoral und pastoral-theologisch zu seriös, als daß die vielfältigen und scheinbar so gut belegten Vorwürfe Schillings unwidersprochen und undifferenziert bleiben könnten. Dabei geht es mir nicht bloß um eine „Rechtfertigung“ Rahners, sondern auch um die Zurückweisung einiger Mißverständnisse, für die Schillings Beitrag nur typisch ist.

1. Die „Gemeindekirche“ meint – in Abhebung zur „Volkskirche“ – keinesfalls einen „heiligen Rest“; meint nicht die keimfreie, sünden- und fehlerlose, von Müller bis Schulz und von morgens bis abends total engagierte „reine Gemeinde“. Diese Gemeinde gab es auch nicht in der neutestamentlichen Zeit, wie Schilling meint; man denke nur an die Gemeinden, die im 1. Korintherbrief und im Galaterbrief angesprochen sind (1 Kor 5; 11,17–22; 14; Gal 4,15–20; 5,1–12). Die Rahner und anderen Pastoraltheologen unterstellte „Sehnsucht“ nach der „Kraft der neutestamentlichen Ursprünge“ und der

„restitutio ad integrum“ ist also zunächst eine Unterstellung. Sie ist dazu ein Signal, daß die Begründung des Postulats nach einer Gemeindekirche nicht verstanden worden ist.

2. Schilling sieht die Hauptmotive für das Postulat nach einer Gemeindekirche, wie These 2 deutlich macht, in romantischen, rigoristischen, elitären, ja sogar militanten Tendenzen. Wer beim anderen in einem solchen Maß Emotionen sieht, anstatt und ehe er nach Argumenten fragt, ist offensichtlich selbst nicht frei von Emotionen. Der Fleiß, mit dem Schilling bei Rahner nach Begriffen aus der „Militärsprache“ gesucht hat, ist bestützend für den, der sich Rahner als „Militaristen“ vorzustellen versucht. Mit dem – nicht nur bei Rahner vorliegenden – entscheidenden pastoral-theologischen Argument für die „Gemeindekirche“ setzt sich Schilling überhaupt nicht auseinander. Es lautet: Die Volkskirche mit ihren überlieferten Strukturen, mit den von der anonymen Größe zwangsläufig diktierten Zielsetzungen (z. B. Versorgung der Gemeinde mit Predigt, Katechese, Kult; aufwendige Verwaltung und Organisation dieser Gemeinde; Erhaltung der „Einheit“ durch Tabuisierung eines Minimalkonsenses usw.) und den damit präjudizierten pastoralen Methoden ist hier und heute (d. h. angesichts der in der heutigen Gesellschaft bestehenden Erwartungen gegenüber der Kirche) nicht mehr in der Lage, den Grundauftrag von Kirche, nämlich die glaubwürdige Interpretation und Realisation des Evangeliums zu leisten.

3. Statt gegen diese These zu argumentieren, versucht Schilling die Überlebenschance der Volkskirche „empirisch-religionssoziologisch“ zu beweisen (These 5). Wer zweifelt denn daran? Wer hat nicht sogar im Geheimen davor Angst? Statt sich dem pastoral-theologischen Argument zu stellen, unterstellt Schilling den „kirchlichen Insidern jeglicher Profession und Provenienz“ einfach ein „aus seelischen Tiefenschichten aufsteigendes Mißbehagen an der kirchlichen Gegenwart“ und – siehe oben – die „Sehnsucht nach einer besseren, ursprünglicheren Kirche“ (These 2).

4. Wie sehr Schilling Begriff und Sache der „Gemeindekirche“ mißverstehen, wird vor allem in seiner These 4 deutlich. Für ihn heißt